Die Schweine in meinem Garten

Lange glaubte ich, Tiere essen wir nun einmal. Das sei schon immer so gewesen. Dann zäunte ich zu Hause auf dem Land zwei Schweine ein, fütterte sie und brachte sie nach einem halben Jahr zum Metzger. Jetzt zweifle ich: Dürfen wir das?

Von Angelika Hardegger, Republik, 07.06.2025

Es war schon dunkel, als wir die Schweine aus ihrem Stall holten. Ich stand in einer Jacke, die den Geruch der Tiere aufgesogen hatte, bei den Schweinen und fror. Mein Freund stiess einen Viehanhänger rückwärts zum Stall heran. Er öffnete die Klappen der metallenen Rampe und führte sie gebückt zu Boden. Die Schweine, wie immer neugierig, beschnüffelten das Metall.

Ich füllte zwei Kübel mit Futter und stellte sie in den Viehanhänger. Die Schweine witterten das Futter sofort. Die Kleinere, sie war schon immer die Mutigere gewesen, lief voran. Ich hörte sie den Futterkübel umstossen, danach nur noch schmatzen. Die Grössere blieb im Rücklicht des Viehanhängers stehen. Misstrauisch.

Sie schob die Furche ihres Rüssels unter die Kante der Rampe, hebelte das Metall hoch, liess es krachend zu Boden fallen, es kam mir vor wie aus Protest. «Komm jetzt», sagte ich, obwohl ich wusste: Es war eine Frage der Zeit. Sie würde ihrer Schwäche nachgeben und dem Futter folgen.

So wie wir auch, dachte ich und klappte die Rampe hinter den Schweinen zu.

Ob sie Namen bekämen?

Mein Freund war im letzten Sommer nach Hause gekommen mit dem Vorschlag, über den Herbst und Winter zwei Schweine zu halten und sie dann zu schlachten. Wir wohnen in einem Weiler auf dem Land, «wir haben doch den Platz», sagte er. Er plante, den Holzschuppen auszuräumen und eine Tür einzubauen, damit die Schweine tagsüber auf unsere Wiese könnten. Bald darauf begann mein Freund zu zimmern. Er freute sich auf das Fleisch der Tiere. Ich mich auf ihre Gesellschaft.

Einige Wochen später, an einem Samstag, fuhr mein Freund auf den Bauernhof seines Bruders und kuppelte einen Viehanhänger an. Er hatte unsere Wiese eingezäunt, im Schopf zwei Futtertröge montiert, einen Schlafplatz eingestreut und über dem Stroh eine Wärmelampe aufgehängt. Als er zurückkam und ich zustieg, damit wir die Tiere abholten, fragte mein Freund, ob die Schweine Namen bekämen.

«Wäre das nicht seltsam?», fragte ich. Wir halten zwei Kaninchen, die keine Namen tragen, «und die Kaninchen dürfen ja bleiben». Die Schweine hingegen müssten nach einem halben Jahr weg.

Ich schreibe «weg», weil sich das leichter schreibt als: «Die Schweine würden wir nach einem halben Jahr töten lassen.» Mir ist aufgefallen, wie viele Freunde auch zögern, das Töten zu benennen. Erkundigen sie sich nach den Schweinen, beginnen sie Sätze wie: «Und die Schweine? Sind sie …?»

Dann seufze ich und wünschte, sie wären noch da.

Ich konnte immer nachvollziehen, dass jemand aus Klimagründen auf Fleisch verzichtet. Natürlich ist es Irrsinn, den Planeten mit Schweinen und Hühnern zu bevölkern und deren Fäkalien in Lastern herumzukarren. Und unvernünftig, auf einem Drittel der weltweiten Äcker Tierfutter zu ernten. Es erschien mir auch immer schon ungerecht, Fleisch zu essen von Tieren, die ein sehr temporäres, trostloses Leben führten. Aber zur grössten vegetarischen Frage – Dürfen wir Tiere töten, um sie zu essen? – hatte ich keinen einzigen Gedanken. Nur das verschwommene Gefühl, dass es Nutztiere nun mal gebe. Was schon immer so gewesen war. Und dass Tiere ja (irgendwie) anders waren als wir Menschen.

Das Erste, was ich von unseren Schweinen hörte, war ein schrilles Schreien, wie von einem Kind in Todesangst. Ich stand im Stall eines befreundeten Bauers. Er war in eine der Buchten getreten, um zwei Tiere für uns auszuwählen. Die Schweine waren verängstigt und versuchten, in die Ecken zu flüchten. Unser Freund blickte suchend über ihre Rücken, «ihr braucht zwei Kräftige, weil ihr sie draussen haltet», sagte er, und packte mit geübtem Griff eins am Becken.

Es tat mir leid, wie es so schrie. Aus der Bucht nebenan zog der befreundete Bauer an diesem Tag ein totes Schwein, was ich schon oft gesehen hatte in der

industriellen Produktion. Er erzählte von einem Gendefekt, der auf vielen Höfen zu «Abgängen» führe. Ein Problem bei der künstlichen Befruchtung, falsches Sperma oder so; es klang nach einem Serienfehler, zu Beginn der Schweineproduktionskette verursacht, weshalb nun manche Tiere einfach tot umfielen. Ich war froh, dass wir unsere Schweine dem System entzogen. Dass sie ein besseres Leben haben würden.

Sie waren grösser als Ferkel, ungefähr zwei Monate alt. Das bedeutete, ihnen blieben noch höchstens fünf.

Wie wir

Wenn ich sie durch das Küchenfenster betrachtete, sahen sie *blutt* aus und verspielt. Manchmal wühlten sie in der Erde, und urplötzlich rannte eine los, die andere hinterher, als hätten sie vereinbart, dies seien die Regeln ihres Spiels. Trat ich am Abend aus dem Haus, um Futter zu geben, liessen sie auf der Wiese, die sie umpflügten, alles stehen und liegen und rannten zum Stall. Dann standen sie schon vor den Trögen, wenn ich hineinkam, und sahen mich aus ihren bewimperten Augen fordernd an.

Mir war zuvor nie aufgefallen, wie sehr die Augen von Schweinen den unseren ähneln. Sie haben eine farbige Iris, und ihre Pupillen sind immer rund, nie schlitzförmig verengt wie die von Katzen. Die rosa Haut von Hausschweinen kriegt auch Sonnenbrand wie unsere.

Ich sah die Tiere sehr gerne an. Und ich sah bald in allem, was sie taten, auch uns.

Wenn ich frühmorgens zum Stall kam, vorsichtig die Tür öffnete und den Kopf hineinstreckte in das rote Licht der Lampe, lagen sie beieinander, die eine mit dem Rücken am Bauch der anderen. Es kam ein November unter Nebel. An manchen Morgen stellten sich die Schweine unter die Tür, als prüften sie den Himmel, und schoben sich missmutig grunzend zurück in den Stall.

Als der Himmel an einem Samstag endlich aufriss, legten sich die Schweine auf der Wiese ins Stroh, wo sie sich bisher westwärts ausgerichtet hatten. Jetzt reckten sie die Gesichter nach Süden, der Wintersonne entgegen. Sie sahen aus wie zwei Unterländer auf einer Sonnenterrasse im Skigebiet.

Sie frassen viel und wuchsen schnell. Aber ich redete mir ein, der Winter dauere noch lang.

Bis zu einem Abend im Dezember. Ich schob den Mist im Stall zusammen, während die Schweine frassen. Mit dem Stiel des Schiebers stiess ich aus Versehen eine leere Giesskanne von einem hohen Regal. Die Kanne fiel, ich duckte mich, und die Schweine, eben noch versunken in ihren Trögen, liessen sich blitzartig bäuchlings zu Boden fallen.

Mir entfuhr ein Lachen. Sie sahen aus wie zwei Rekrutenschüler auf einer Übung im Feld. Erst auf den zweiten Blick bemerkte ich, wie ihre Brustkörbe bebten.

Ich konnte nicht länger verdrängen: Würden sie so aussehen, bevor sie sterben?

Ich holte ein Buch hervor, das im Stapel meiner Ungelesenen lag, der Titel lautet: «Der Mensch im Tier». Ein renommierter Verhaltensbiologe erzählt darin, wie die Biologie ihr Bild vom Tier in den vergangenen Jahrzehnten um 180 Grad gedreht hat. Der Biologe lernte als Student: Tiere können nicht denken. Und über die Emotionen von Tieren lassen sich keine wissenschaftlichen Aussagen machen. Heute wissen wir, dass Affen Kriege führen. Orang-Utans haben gelernt, Blätter als Servietten zu nutzen, und sie geben diese Technik an die Kinder weiter.

Schaut eine Elster in den Spiegel, erkennt sie sich darin selbst. Die Elster weiss, wer sie ist – ein einjähriges Kind begreift das noch nicht. Dieses Ich-Bewusstsein, glaubte die Wissenschaft lange, sei exklusiv menschlich.

REPORTER:INNEN
forum

Tiere haben auch Emotionen wie wir, die mit naturwissenschaftlichen Methoden belegt werden. Jenes Netzwerk im Gehirn, das in Menschen Emotionen steuert, findet sich in allen Wirbeltieren. Eine Maus empfindet Freude oder Furcht wie ein Mensch. Verlieren Säugetiere einen Partner, zeigen sie dieselben körperlichen Reaktionen wie wir.

Tiere sind Persönlichkeiten. Unter Schweinen gibt es zum Beispiel Optimisten und Pessimisten. Die Verhaltensbiologin Sandra Düpjan hat nachgewiesen: Schweine zeigen, was die Humanpsychologie als «*cognitive bias*» kennt. Eine Verzerrung in der Wahrnehmung, die bei depressiven Patientinnen dazu führt, dass sie sich eher an Negatives erinnern und pessimistischere Vorhersagen für die Zukunft machen.

Schweine haben auch eine Vorstellung davon, wie die Zeit vergeht und ein sehr gutes Gedächtnis. Düpjan wendet Methoden aus der Entwicklungspsychologie auf Ferkel an, zum Beispiel den berühmten Marshmallow-Test, der für Kindergartenkinder erfunden worden ist: Man setzt den Kindern ein Marshmallow vor und verspricht ihnen ein zweites, wenn sie es schaffen, das erste Marshmallow nicht zu essen, bis man mit dem zweiten zurückkommt. Ziel des Tests ist es, herauszufinden: Welche Kinder sind klug genug zu warten?

Ferkel warten.

Hat man den Tieren durch Wiederholung beigebracht, dass sie in einer Versuchsarena die Wahl haben: eine grosse Portion Apfelmus, für die sie sich gedulden müssen – oder eine kleine Portion, die sie sofort erhalten, widerstehen die meisten Schweine der unmittelbaren Versuchung.

Diese kleinen klugen Ferkel, die warten: Sie trafen mich mehr als alles andere, was ich über Schweine las. Kleine Kinder sind, was wir Menschen über allem schützen. Wenn Schweine ihnen so ähnlich sind: Was gibt uns das Recht, sie zu essen?

Könnte ich sie einfach behalten?

Ich nannte die Schweine «die Chefin» und «die Andere». Mich amüsierte sehr, wie die Andere das Beste machte aus ihrem unterlegenen Platz in der Hierarchie.

Füllte ich Futter in die Tröge, frass die Chefin aus ihrem Trog und dem der Anderen, wie es ihr beliebte. Die Andere musste weichen. Aber verliess die Chefin ihren Trog, um zwischendurch zu saufen, nutzte die Andere das sofort aus. Dann frass sie, solange sie unbeobachtet war, aus dem Trog der Chefin.

Ein Bekannter erzählte mir: Hält man ein Schwein einzeln, wird es anhänglich wie ein Hund. Man kann es auch trainieren wie einen Hund. Es heisst, Schweine lernten sogar schneller. Ich überlegte: Könnte ich nur eins der Schweine weggeben? Und das andere behalten?

Ich verwarf den Gedanken, weil ich fand, das Schwein wäre zu oft allein.

«Warum behältst du nicht einfach beide?», fragte eine Freundin irgendwann. Ohne näher Bescheid zu wissen, erklärte ich, Edelschweine seien wohl gar nicht dazu gezüchtet, jahrelang zu leben. Ich erwähnte praktische Probleme, die das Schweinehalten mit sich bringt – darunter die vier Kilogramm Futter, die die Tiere jeden Tag vertilgten. Und den Mist, der daraus resultiert.

Aber vor allem war ich mit den Schweinen nicht allein.

Mein Freund lachte, als er mich darüber lesen sah, wie Tiere fühlen. *Dazu* liest du ein Buch? Er ist auf einem Hof aufgewachsen. Dass Tiere so etwas empfinden wie Langeweile? Furcht und Schmerz wie wir? Das lernte er lange vor dem Lesen.

In den Weihnachtsferien las ich ein Essay des englischen Schriftstellers John Berger, der viel nachgedacht hat über Menschen, Tiere und Bauern. In «Why Look at Animals?» argumentiert Berger, die Entfremdung von den Tieren lasse uns Menschen verwirrt zurück. Weil Menschen, die Tieren täglich in die Augen schauten, immer bewusst gewesen sei, wie ähnlich die Tiere uns Menschen sind.

Und wie entschieden anders.

Berger schrieb, in der modernen Zeit würden Tiere bloss noch betrachtet. Im Zoo, in Kinderbüchern, Filmen – auch von der Wissenschaft. «Sie sind Objekte unseres immer grösser werdenden Wissens. Je mehr wir wissen, desto weiter sind sie entfernt.»

Ja, Tiere sind klüger und menschenähnlicher, als wir dachten. Aber gerade dass wir Menschen das herausfinden, vergrössert die Distanz erneut. Tiere sind halt doch noch (irgendwie) anders.

Berger plädierte dafür, Ambivalenz in der Beziehung zwischen Mensch und Tier auszuhalten. Wie die frühen Menschen: Sie jagten Tiere, assen Tiere, nutzten ihre Häute als Kleidung. Gleichzeitig schrieben sie Tieren magische Kräfte zu und erhoben sie zu spirituellen Begleitern.

In den Bauern sah Berger die Erben dieser Kultur. Sie seien die Einzigen, die im Lauf der Geschichte mit Tieren vertraut blieben «und die damit einhergehende Weisheit bewahrten».

Berger schrieb: «Der Bauer hängt an seinem Schwein und freut sich, wenn er dessen Fleisch pökeln kann. Bedeutsam und für den städtischen Fremden so schwer zu verstehen ist, dass die beiden Aussagen durch ein ‹und›, nicht durch ein ‹aber› verbunden sind.»

War dieser Umgang der richtige, auch für mich? Könnte ich sehen, wie ähnlich uns die Schweine sind und wie anders? An den Tieren hängen und mich freuen über ihr Fleisch?

So wie das Menschen 10’000 Jahre lang gemacht haben? So wie mein Freund das machte? Oder mein Vater, ebenfalls ein Bauernkind. Mein Vater riet mir anfangs eindringlich, eine Wasserleitung in den Stall zu verlegen («Glaub mir, diese Tiere kenne ich gut!»). Ich missachtete den Rat. Worauf ich jeden Tag mehrere volle Giesskannen in den Schweinestall schleppte. Mit steifem Rücken glitt ich morgens in meine Gummistiefel, und wie oft dachte ich: Er hatte recht.

Ich verteilte jeden Tag zwei oder drei Handvoll Eicheln oder alte Baumnüsse auf dem Acker, die die Schweine anfangs, als sie klein waren, anpeilten wie zwei Pfadfinder auf der Suche nach einem Schatz. Ich schaffte Äste heran und Laub, damit sie etwas Frisches hatten zum Zerwühlen. Abends kamen die Schweine verschlammt in den Stall, aber am Morgen darauf, nach einer umwälzten Nacht im Stroh, standen sie fleckenfrei und hellrosa auf.

So, abends verschlammt und morgens rosa, wurden die Schweine immer dicker.

Im Januar steckten wir nachts noch immer die Wärmelampe ein, aber sah ich die Schweine über den Acker gehen, langsam und schwerfällig und vorsichtig, erschienen sie mir nicht mehr niedlich, sondern nackt. Wie Senioren in der Sauna, dabei waren sie gerade mal sechs Monate alt.

Mein Freund liess sich den Namen eines Metzgers geben. Ich zögerte den Termin hinaus. «Nicht nächste Woche, nein.» «Auch nicht übernächste.» «Die Woche darauf? Da ist doch mein Geburtstag.» Meinen Geburtstag wollte ich ganz bestimmt nicht ohne meine Schweine verbringen.

Ich nahm mir vor, den Metzger anzurufen, um zu fragen, ob ich dabei sein dürfe. Gehörte das nicht dazu? Die direkte Konfrontation?

Ich rief den Metzger nie an.

Als der festgelegte Termin näher rückte, fragte mich ein Freund, ob wir eine Metzgete machten. Die Vorstellung fand ich toll. Ein Festessen zu haben, einen besonderen Anlass, der Ausdruck davon wäre, dass wir die Schweine nicht leichtfertig töten liessen. Aber die Metzgete warf viele praktische Fragen auf: Wie bereitet man Kutteln zu? Wie die Leber? Und wer aus unserem Freundeskreis von 30-Jährigen würde so etwas auch essen?

Ich sicher nicht.

Die einzigen Gäste, die mir einfielen, waren mein Vater und meine Schwiegereltern, die als Bauernkinder gelernt hatten, das ganze Tier zu schätzen und zu essen. Ich zerbrach mir den Kopf über ein anderes Menü. Schweinebraten schien mir angemessen, aber in der Zubereitung gewagt, denn ich habe noch nie im Leben einen Braten geschmort. Überhaupt habe ich bloss eine vage Vorstellung davon, was Schmoren ist. (Es dauert lang.)

Ein Gulasch? Gulasch mag ich sehr, aber wie Braten auch nicht genug, dass ich bisher je auf die Idee gekommen wäre, selber eins zu kochen. Irgendwann sagte ich dem Freund, der sich nach der Metzgete erkundigt hatte: «Wir machen dann im Sommer einen Grill.»

Ich schäme mich bis heute für den Satz. Würste, Hamburger und Steaks bräteln, simpel, *convenient*, schnell. Ich begriff: Das ist, wie ich Fleisch esse. Weder festlich noch bewusst, sondern eben doch: ziemlich leichtfertig.

Sollte ich einfach aufhören damit?

Vom Glück verlassen

Wir brachten die Schweine an einem Sonntag im Februar zum Metzger. Alles an dem Tag kam mir sehr schwer vor.

Der Wäschekorb. Die Sonntagspresse. Die drei Giesskannen Wasser, die ich am Morgen zu den Schweinen trug, fühlten sich an wie sechs.

Mein Rücken war steif, ich verkroch mich im Bett. Als mein Freund mir sagte, es werde Zeit, durchfuhr mich im Aufstehen ein Schmerz, und ich war überzeugt, mit den Schweinen verlasse mich auch das Glück.

Als wir am Abend vorfuhren beim Metzger, waren alle Fenster dunkel. Wir stiegen aus und warteten. Ich sah ein Gatter aus Metall, das bereitstand. Daneben, eingepfercht in ein zweites, viel zu kleines Gatter, blökte und blökte ein Schaf.

Als wir die Rampe öffneten, lagen die Schweine ruhig im Stroh. Sie grunzten, die Chefin setzte sich auf. Gutgläubig kamen beide heraus.

Wir führten sie in das leere Gatter. Der Metzger schloss ab. Bevor ich die Schweine zurückliess, steckte ich ihnen durch das Gatter zwei, drei Nüsse zu. Ich ging in die Hocke, die Chefin nahm die Nuss, aber es kam mir vor, als schaute sie jetzt enttäuscht.

Neben uns blökte ununterbrochen das Schaf. Wie wenn nur ich noch nicht begriffen hätte, dass nicht nur das Schaf verloren war, sondern auch die Schweine und ich.

Die Woche darauf fuhr ich sie im Kofferraum nach Hause. Zerhackt, zerschnetzelt und verteilt in vier Kisten, die so schwer wogen, dass ich den Metzger bitten musste, sie ins Auto zu hieven. Ich fuhr nach Hause im Geruch von Eisen. Alles, was ich wollte, waren zwei Schweine, die am Morgen wieder rosa wären.

Am Nachmittag halfen meine Schwiegereltern, das Fleisch zu verpacken. Wir füllten es in Plastikbeutel, wogen, vakuumierten und beschrifteten die Beutel. Als wir fast fertig waren, sagte meine Schwiegermutter: Dieses Fleisch stamme aus so liebevoller Haltung, dass man dafür ein eigenes Label erfinden müsste: «Mit Familienanschluss» schlug sie vor.

Ich stellte mir die Beutel vor: Entrecôte, 300 Gramm, «mit Familienanschluss».

Macht das irgendetwas besser?

Wie die Raucherin, die ich war

Kürzlich schaute ich einen Dokumentarfilm, der von der Sprache der Schweine erzählt. Der Film begleitet eine Schweizer Biologin, die das Grunzen der Schweine in

Gefühle übersetzt. Hohe, gedehnte Grunzer deuten auf Stress hin, kurze und tiefe auf Fröhlichkeit. Für den Film analysierte die Biologin echtes Grunzen auf verschiedenen Höfen. Sie fand heraus: Bioschweine waren ähnlich gestresst wie Schweine aus konventioneller Haltung. Einzig Schweine im Freiland grunzten überwiegend glücklich. Überraschend wichtig war die Beziehung zum einzelnen Bauern: Ein konventioneller Züchter, der die Tiere beengt hielt, hatte ziemlich zufriedene Schweine. Die Biologin erklärte das mit der Nähe, die er zu den Tieren pflegt.

Also ja: Familienanschluss macht Schweine glücklich. Das Freiland macht sie glücklich. Ich nahm diese Belege selbstgefällig zur Kenntnis.

Hatte ich nicht ziemlich viel für die Schweine getan? Ihnen ein gutes, glückliches Leben geboten? Ich holte eine Aufsatzsammlung vom berühmten Tierrechtsphilosophen Peter Singer hervor und schlug eine Passage nach, die mir vage in Erinnerung war. Singer zitiert dort einen Philosophen, der schrieb: «Die Frage ist nicht: Können sie denken?, oder: Können sie sprechen?, sondern: Können sie leiden?».

Was, wenn meine Schweine nicht gelitten haben?, fragte ich mich. War es dann okay, sie zu töten?

Das Tierschutzgesetz sagt: Ja.

Tierrechtlerinnen hingegen fragen: Wer sind wir, zu entscheiden, welches Tier leben darf und welches nicht?

Ein Raubtier natürlich. Das tödlichste Raubtier von allen.

Ich habe zuletzt oft an den Marder gedacht, der vor einigen Monaten eins meiner Kaninchen stahl. Er jagte das Kaninchen, tötete es. Den Kopf liess er im Gehege liegen wie Abfall.

Ich hasste den Marder. Umso mehr, als er wahrscheinlich bei uns lebte. Er hatte sich, so meine Vermutung, in irgendeiner ungenutzten Ecke breitgemacht oder auf dem Dachboden. Er war ein Feind aus dem Innern, das grenzte an Verrat.

Ich denke, ich will kein Marder mehr sein.

Andererseits: Wäre ich am Abend, als der Marder angriff, bereitgestanden mit einem Gewehr: Ich hätte ihn ohne Skrupel erschossen. So wie ich Mausefallen aufgestellt hatte im Schuppen, wo wir das Schweinefutter aufbewahrten. Die Mäuse fingen an, die Futtersäcke anzufressen, sie drohten Überhand zu nehmen. Ich war darauf angewiesen, sie zu dezimieren. Aber bin ich angewiesen auf Fleisch? Ich, die es noch nie im Leben für nötig befand, irgendetwas zu schmoren?

Die meiste Zeit und ganz besonders, wenn ich satt gegessen bin, will ich Vegetarierin werden.

Dann übernimmt allein der Mensch in mir und ich denke alles durch.

Aber später, wenn ich hungrig bin, stimme ich trotzdem wieder zu, wenn mein Freund fragt: «Und, machen wir einen Grill?»

Freundinnen reissen die Augen auf, wenn sie es hören: «Du kannst deine Schweine jetzt wirklich essen?!» – Das, wollen sie sagen, könnten sie nicht. Ich antworte für gewöhnlich, dass die Schweine es gut gehabt haben bei mir. Einmal sagte ich: «Wenn Fleisch, dann sie.» Ich kam mir vor wie die Raucherin, die ich früher einmal war. Bei jedem neuen Griff ins Päckchen log ich mir vor: Nur noch diese eine.

«Gewohnheit», schreibt Peter Singer. «Das ist die letzte Hürde, die die Tierrechtsbewegung zu überwinden hat.» Ich habe den Satz unterstrichen und ein Ohr in die Seite gefaltet. So als wäre ich mir selber nicht Beweis genug.

Auf dem gut gedüngten Acker, den die Schweine hinterlassen haben, habe ich Süssmais gepflanzt für den Grill. Die Pflänzchen sind noch winzig und zart, sie schauen gerade erst aus der Erde. Doch stimmt das Wetter, wächst der Mais bis zum Spätsommer sehr hoch. Ich hoffe, ich wachse mit.

Auch weil mich umtreibt, was mein Schwiegervater sagte in der Woche, als mich das Glück verliess. Er war früher Rinderzüchter, und als er bemerkte, wie traurig ich

war, sagte er auf seine schroffe und zugleich zugewandte Art: «Was glaubst du, wie ich mich fühlte, als ich das erste Mal diese *beef* in den Schlachttransporter führen musste? Meinst du, ich hätte das toll gefunden?»

Alles daran verfolgt mich. Wie er die Tiere bei ihrem Fleisch nannte, «diese *beef*». Und wie er mir vor allem sagte, auch er hätte seine Rinder lieber behalten.